

1987 1988 1989 1990 1991 1992 1993



12

*Auch, weil wir Wirkung wollen, Ansehen nur wir selbst sind,
wollen wir von der Uniformität der Individaen nicht absteigen.
... und jemand sagt, es wäre Frieden!*

5. März 1987

Eva Maria + Beate Bachmann

Beate Bachmann, 18 Jahre,
Meliorationstechniker mit Abitur;
Eva-Maria Bachmann, 19 Jahre,
Baufacharbeiter mit Abitur

Zeitenwende

Porträts aus Ostdeutschland

93 1994 1995 1996 1997 1998 1999



13

"Der ist beglückt, der sein darf, was er ist.", ein Zitat von Friedrich von Hagedorn, welches heute wesentlich leichter zu realisieren ist als damals, auch wenn sich die Menschen nicht unbedingt verändert haben.

Wir können uns verwirklichen.

13. Dezember 1997

Beate + Eva-Maria Bachmann

Eva-Maria Bachmann, 29 Jahre, Bauleiterin;
Beate Bachmann, 28 Jahre,
Vertriebsmitarbeiterin

1987 1988 1989 1990 1991 1992 19



14

Hier sitzen wir nicht nur, sondern feiern auch Teile in föhliche Runde,
wischen auch Kinder und lassen das Animations mit ihnen,
quatschen im Geist der Ochsenwurzeln klingen mit und ohne Formose
die Studenten mit in Altschulstreckend - walden - in können
auch mal mit der Faust auf's Tisch lassen
Auch leben geht mit an diesem Tisch sitzen.

5. März '87
Christine Krug

Rudolf Krug, 41 Jahre, Tierarzt;
Christine Krug, 37 Jahre, Hausfrau;
Petra, 15 Jahre; Dörte, 13 Jahre;
Martin, 11 Jahre; Katharina, 10 Jahre

93 1994 1995 1996 1997 1998 1999



15

Zehn Jahre später
Nur älter geworden? Beiläufig nicht. Die Familie ist
allen wissen zum Trotz fertig geworden und Zentrum
für Kinder und Teenagerkinder. Gewandelt und gelitten
Das alte System war auf Tüchtigkeit gegründet. Hoffentlich
haben wir uns nicht selbst betrogen.
Das neue System ist auf Betrug gegründet. Hoffentlich
betrogen wir uns nicht selbst.
Fazit: Trau keinem Thut von Deiner Familie
Wenn Du kannst
Mit Peter, am 12. Mai 1984 Rudolf Krug

Rudolf Krug, 51 Jahre, arbeitsloser Tierarzt;
Christine Krug, 47 Jahre, Pensionswirtin;
Dörte, 22 Jahre, Studentin; Martin, 20 Jahre, Azubi;
Katharina, 19 Jahre, Hebammeschülerin; Theresa, 8 Jahre, Schülerin;
Marko Schluppner, 23 Jahre, Maurer (Verlobter von Dörte);
Martina Krüger, 18 Jahre, Schülerin (Freundin von Martin)

Fremde Schwestern - immer noch?

Überlegungen zur
deutsch-deutschen
Frauenbewegung



ULRIKE BAUREITHEL

Anfang des Jahres 1990, ich war wendebedingt gerade nach Berlin übersiedelt, kam ich anlässlich eines feministischen Vortrags im Senatsaal der Berliner Humboldt-Universität (heutzutage auch keine Selbstverständlichkeit mehr) ins Gespräch mit einer Frau, die sich als Ostberliner Philosophin vorstellte und mir unter anderem erzählte, dass sie von dieser Profession in der DDR durchaus hatte leben können. Einmal abgesehen davon, dass ich als Westlerin die Tatsache, „Philosophin“ zu sein – zumal für eine Frau –, eher als intellektuellen Zustand denn als einkommensträchtigen Beruf betrachtete, überraschte und imponierte mir die selbstbewusste Art meiner Sitznachbarin. Damals noch heftig neugierig auf die jeweilige Schwester von „drüben“, vereinbarten wir einen Austausch, und tatsächlich erreichte mich im Mai 1990, mit einer hübschen DDR-Briefmarke versehen und auf dem typisch bräunlichen Papier, ein Brief:

„Im Moment“, schrieb die Bekannte von jenseits der Mauer, die damals noch stand, „kreist so viel durch meinen Kopf. Diese ‚Revolution‘ hier: Die Eroberung bürgerlicher Freiheiten und ihre Folgen. Ich soll mich drüber freuen, hat man mir gesagt. Ich bemühe mich, aber so richtige Freude will einfach nicht aufkommen. Das geht mir alles zu hastig, zu überstürzt. Nicht dass ich etwas Grundsätzliches gegen die Deutsche Einheit einzuwenden hätte, das nicht. Aber dass sie nun nach mehr als 40 Jahren so holterdipolter unbe-

dingt zum 1. Juli über die Bühne muss, hat wohl vor aller Vernunft politische Determinanten, ökonomisch besehen ist dieser Termin für das künftige Deutschland in seinen sozialen Konsequenzen noch nicht übersehbar.“ Das Schreiben schloss mit dem Wunsch, einmal etwas länger zu reden und „wie man hier jetzt zu sagen pflegt, vielleicht auch ein Projekt zu bekakeln.“

Fast zehn Jahre sind seither vergangen. Der Brief ist mittlerweile völlig vergilbt und lag lange vergessen in irgendeiner Kiste im obersten Regal meines Arbeitszimmers. Als wir uns damals trafen, wusste ich noch nicht, dass es sich bei der Absenderin um das eingehiratete Mitglied einer ziemlich bekannten Intellektuellenfamilie der DDR handelte; mittlerweile hat sie sich als Autorin einen eigenen Namen gemacht, und ich entnehme ihren Büchern, dass dies ein sehr schmerzlicher Prozess gewesen sein muss. Unser Kontakt ist vor vielen Jahren völlig abgebrochen.

Aus dem gemeinsamen „Projekt“ ist übrigens nie etwas geworden. Wie aus so vielen nicht, die Frauen aus Ost und West damals in langen, weinseligen Nächten ausgeheckt haben. Heute will es mir scheinen wie ein Symbol für das Gesamtprojekt deutsch-deutscher Frauenbewegung, das Ende 1989, mit der Gründung des Unabhängigen Frauenverbandes der DDR, mit so viel Enthusiasmus begann – und, ja, wann und wo eigentlich endete?

Kraftakt zwischen Erwartung und Enttäuschung

Beziehungsgeschichten haben die Eigenart, dass nicht nur die Illusionen, sondern auch die Enttäuschungen auf den Partner projiziert werden, statt die Realität nach den Gründen des Scheiterns zu befragen. Je größer die Hoffnungen und Erlösungswünsche, desto tiefer der Absturz. Wenn man diesen häufig strapazierten Vergleich einmal gelten lassen will, war die deutsch-deutsche Frauenbewegung eine solche „Beziehungskiste“, gestiftet aus einem Bildkatalog exotischer Schwestern, die umso vorzüglicher als Projektionsfläche taugten, als sie sich gegenseitig fremd waren: Hier die wortgewaltigen feministischen Streiterinnen, dort die erprobten Straßenkämpferinnen, die ihren Staat einfach weggefeht hatten.

In der rasch ernüchterten Nachwendepaxis wurden dann die beziehungsüblichen Machtkämpfe und Dominanzansprüche ausgefochten. Sie mündeten in der Einsicht, dass wir, die „besserwisserischen Superemanzen“ auf der einen und die ausgleichsbestrebten „Ost-Muttis“ auf der anderen Seite einfach nicht zusammenpassen. Im Geschlechterverhältnis enden solche Proben alltäglicher Barbarei entweder in der Trennung, in gleichgültiger Koexistenz oder in der therapeutischen Praxis. Letztere kann man einer politischen Bewegung kaum verordnen, aber man kann den Versuch unternehmen, die vergangenen zehn Jahre als eine Geschichte der strukturel-



len Überforderung zu lesen, die die Leipziger Stadtverordnete Monika Ziegler schon 1992 beklagte: „Viele Feministinnen im Westen meinen, wir müssten hier nach zwanzig Jahren das Ruder herumreißen. Mit welcher Power, frage ich mich.“

Zur ersten ernsthaften Kraftprobe des neuen fragilen Schwesternbündnisses mit dem sich etablierenden Staat kam es 1991, als die in der DDR geltende Fristenregelung zugunsten eines eingeschränkten Abtreibungsrechts „erledigt“ werden sollte. Dass hier das „Gesetz des Vaters“ den neuen Töchtern „übergestülpt“ werden sollte, provozierte erstmals echte Empörung. Zwar war dem parlamentarischen Abenteuer des Unabhängigen Frauenverbandes im Herbst 1990 wenig Erfolg beschieden, doch im Hinblick auf den Abtreibungsstreik zeigte sich die deutsch-deutsche

Frauenbewegung erstmals offensiv. Es war schließlich ein von oben dekretierter höchststrichterlicher Beratungs „kompromiß“ nötig, um die Töchter zu „zähmen“. Und die sagten noch einmal gemeinsam, ein letztes Mal: „Jetzt reicht’s! Frauenstreik.“

Wer die damaligen Kongresse und Beratungen im Vorfeld des Frauenstreiks am 8. März 1994 miterlebte, bekam eine Ahnung davon, dass dieser Streik mehr war als der Versuch politischer Gegenwehr, zumindest für die Aktivistinnen, die sich damals, wie die ehemalige UFV-Sprecherin Christiane Schindler einmal formulierte, vorkamen „wie Hamster im Rädchen“. In den vier Nachwendejahren war es zwischen den Schwestern zu erheblichen Irritationen gekommen, und auch die Begegnungen wäh-

rend der Streikvorbereitungen blieben nicht aggressionsfrei. Die geplante Aktion war auch der Versuch, Risse zu kitten und beigebrachte Wunden notdürftig zu entschmerzen, indem frau auf die alles einende Formel „Frau“ setzte. Als die narkotisierende Wirkung nachließ, blieben den wenigen aktiv gebliebenen Ostschwestern die brüchigen Reste des Vereins, denen im Westen eine neue feministische Partei, die es nie schaffte, dem Randzonenendasein zu entkommen.

Von heute aus gesehen ist die Frage, ob der Frauenstreik ein Erfolg war oder nicht, völlig irrelevant. Stattdessen hat der Streik eine damals theoretisch längst geläufige Annahme praktisch untermauert: dass nämlich Frau nicht gleich Frau und auf dieser Basis ebenfalls „kein Staat“ zu machen ist. Die Wende-Gewinnerinnen und

Frauenbewegung

-verliererinnen saßen und sitzen in West und Ost, und die -gewinnerinnen zeigen sich so wenig uneigennützig wie ihre männlichen Pendanten.

Kein Ort mehr für „Gedöns“?

Die Politik und die Medien registrierten diese atmosphärischen Veränderungen seismografisch, und der gebetsmühlenhaft beschworene „Tod der Frauenbewegung“ spülte den progressiv-liberalen Antifeminismus aufs politische Parkett. Ihm fielen sukzessive die Quote zum Opfer und das erzwungen-verdrückte männliche Glaubensbekenntnis für die Frauen. Dass gerade jüngere Frauen nicht als „Gedöns“, wie sich der Kanzler auszudrücken pflegte, in Erscheinung treten wollen, ist ihnen kaum zu verübeln.

Kein Ort. Nirgends. Fast jedenfalls. In Berlin, wo ich lebe, gibt es noch immer die Kiez-Projekte, die unter Professionalisierungsdruck stehen und keine Skrupel mehr haben, „Staatsknete“ zu nehmen. Es gibt die wissenschaftlichen Zirkel, die um Anerkennung ihrer Zunftvorderen buhlen (müssen), und sogar einen Studiengang für Geschlechterstudien. Es gibt eine überbordende Kongresskultur, wo man sich sehen lässt, East meets West und umgekehrt. Meist kennen wir uns noch von vor zehn Jahren, als die Szene noch nicht aufgespalten war in Referentinnen und lauschendes Publikum. Voriges Jahr feierte man in Westberlin die Erinnerung an die Tomate, die 1968 die geschwellte Brust jenes

selbst ernannten Sprechers der Revolution zum Erröten brachte. In diesem Dezember feiert man das zehnjährige Bestehen des Unabhängigen Frauenverbandes, den es längst nicht mehr gibt.

Zwischen den Deutschen in Ost und West wächst die Entfremdung, lese ich gerade wieder in der Zeitung. Auch die frauenbewegten Aktivistinnen haben sich auf ihre Residuen zurückgezogen, wo die gegenseitigen Vorurteile kultiviert werden. Am Stammtisch Ost blüht die wehleidige Nostalgie, im Westen schmerzbetäubender Zynismus. Wer heutzutage als „Philosophin“ überleben kann, hat Schwein gehabt oder geerbt, denn es ist in den letzten zehn Jahren – zumindest in der einst von Bonn ausgehaltenen „Frontstadt“ – viel mühseliger geworden, sich über Wasser zu halten. Auch ich erwische mich immer öfter dabei, einen unbezahlten Artikel für ein feministisches Blatt oder einen Vortrag abzusagen: Ich wäre gerne solidarisch, doch ich kann mir Solidarität einfach nicht mehr leisten. Die „sozialen Konsequenzen“ der Wende, von denen meine Bekannte in ihrem Brief sprach, sind heute ausmessbar.

Vielleicht haben wir uns zu viel vorgenommen, damals, und die gegenseitigen Erwartungen waren zu hoch gesteckt. Vielleicht war die Zeit der handlungsfähigen Kollektivsubjekte – ob sie nun „Arbeiterklasse“ oder „Frau“ heißen – auch schon abgelaufen. Ob es dieses gemeinsame WIR wirklich jemals gegeben hat, vermag ich heute nicht mehr zu sagen, aber es macht mich verdrossen,

dass seit der Wende die Frauenministerinnen aus dem Osten als „Alibi“ importiert werden, während die Zechenmeister der Nation stets aus dem Westen kommen.

Es liegt – aller Erinnerungskultur zum Trotz oder gerade deshalb – eine eigenartige Geschichtslosigkeit über diesem Land, die auch an den Frauen nicht vorbeigeht. „Frauenstreik?“, fragen mich die jungen Germanistinnen, mit denen ich an der Universität zu tun habe. Der ist ihnen so wenig geläufig, wie die „Christa-Wolf-Debatte“ von vor zehn Jahren. Die jüngeren Frauen kennen bewusst nur die neue Republik; wie kann man ihnen den kleingeistigen Mief der fünfziger und sechziger Jahre, in dem wir – in Ost und West – aufwachsen, noch erfahrbar machen?

Vielleicht ist es doch wieder an der Zeit für ein „Projekt“, auch wenn dieser Begriff heute nicht mehr ganz so modern ist. Vielleicht werde ich also das neue Buch meiner damaligen Bekannten lesen und sie um ein Interview bitten. Wir werden uns, wie es der Zeitgeist befiehlt, ganz professionell begegnen. Sicher werden wir nicht nachholen können, was wir in diesen zehn Jahren an Gemeinsamkeit versäumt haben, doch wir können uns erzählen, was wir in dieser Zeit erlebt und erfahren haben. Zehn Nachwendejahre, schon wieder Geschichte, doch immer noch keine gemeinsame.

Ulrike Baureithel, freie Journalistin und Autorin, Lehrbeauftragte an der Humboldt-Universität zu Berlin. Zahlreiche Veröffentlichungen u. a. zu Frauenpolitik und Frauenbewegung.